

← zurück

Kambodscha

Die Kinder vom Smokey Mountain



Kinder auf der Müllkippe (Bild: rtr)

Die zwölfjährige Savon rutscht aus, verliert einen ihrer Schlappen und tritt in eine Glasscherbe. Sie steht auf dem "Smokey Mountain", dem Müllberg von Phnom Penh. Aus ihrer Nase läuft Rotz, die Augen tränen. Schnell schlüpft sie wieder in den Schuh und sucht in der Rauchwolke nach ihren Eltern. Ein Müllwagen lädt seine stinkende Ladung aus. Ein Menschenknäuel stürzt sich darauf und wühlt mit den Händen im Abfall. Die Erwachsenen haben ihre Gesichter mit Kramas, karierten Tüchern, ver mummt zum Schutz gegen die giftigen Dämpfe auf der Mülldeponie der kambodschanischen Hauptstadt.

Davon hält noch immer verzweifelt Ausschau nach ihren Eltern, die auch hier arbeiten. Schließlich findet sie die beiden hinter dem Müllwagen. Sie beugen sich über aufgeplatzte Müllsäcke, heben leere Plastikflaschen, Bierdosen und Löffel auf und stopfen alles in einen leeren Sack. Savon zeigt ihrer Mutter den verletzten Fuß. Doch diese verscheucht sie mit wedelnden Händen wie eine Fliege. Enttäuscht humpelt das Mädchen zum Fuß des Abfallberges, auf der Suche nach So Phalla. Als Savon das Tor aufstößt und langsam über den Hof geht, sitzt ihre 46-jährige Lehrerin erschöpft im Schatten des einzigen Baumes vor der Schule für Müllkinder, ein Projekt der Vulnerable Children Assistance Organization und Terre des hommes.

Nachdem ihr Savon den verletzten Fuß gezeigt hat, holt So Phalla Verbandszeug aus ihrem Büro. Mit der Pinzette zieht sie vorsichtig die Scherben heraus und reinigt die Wunde mit Jod. "Auch mein siebenjähriger Bruder und meine beiden älteren Geschwister arbeiten hier als Müllkinder", erzählt Savon während So Phalla ein Pflaster auf die Wunde klebt. Zwölf Stunden täglich sortiert das Mädchen Abfall, bei tropischer Hitze. Jeden Tag, auch am Wochenende. Der Schrotthändler bezahle den Arbeitern je 5000 Riel (umgerechnet etwa ein Euro) am Tag für die gefundenen Sachen, sagt Savon.

Die Schule für die Müllkinder befindet sich auf dem Gelände der Deponie in einem graugelben einstöckigen Gebäude, gleich unter dem großen Abfallberg. Müllwagen rauschen vorbei, Hühner rennen über den Hof. Seit eineinhalb Jahren unterbricht Savon jeden Morgen für eine Stunde ihre Arbeit und kommt hierher. Auf der Wandtafel stehen schnörkelige Silben des Khmer-Alphabets. Die Lehrerin zeigt mit einem Stöckchen darauf und fragt Savon etwas. Das Mädchen erhebt sich von der hölzernen Schulbank, antwortet schüchtern und verneigt sich mit vor der Brust gefalteten Händen. "Mittlerweile kann ich ein bisschen lesen, schreiben und rechnen", sagt sie stolz und streicht sich eine Strähne aus der Stirn. "Ich will Lehrerin werden, deshalb möchte ich weiter zur Schule gehen." So Phalla möchte das Mädchen in die staatliche Schule schicken. Doch Savons Eltern sind von der Idee nicht begeistert, obwohl die Hilfsorganisationen das Schulgeld bezahlen würden. Aber ginge Savon zum Unterricht, würde das eine Arbeitskraft weniger in der Familie bedeuten.

Vor drei Jahren sind Savon und ihre Familie aus der Provinz Prey Veng, der ärmsten Gegend Kambodschas, nach Phnom Penh gekommen. Früher hatten sie alle bei einem Reisbauern auf dem Feld gearbeitet. In der Trockenzeit habe die sechsköpfige Familie oft tagelang keine Arbeit gehabt und damit auch kaum Essen. Savon war neun Jahre alt, als nach Phnom Penh kam und hatte noch nie eine Schule besucht. "Das Schulgeld konnten sich meine Eltern nicht leisten", sagt sie und schaut beschämt auf ihre schwarzen Fingernägel. In Kambodscha kostet die staatliche Schule pro Kind zwischen 5000 und 10 000 Riel (ein bis zwei Euro) im Monat. Außerdem brauchen die Kinder Schuluniformen und Bücher. Viele Lehrer stocken ihr bescheidenes Gehalt mit einer Extra-Gebühr auf.

Kurz nach elf Uhr hastet Savon aus der Schule und folgt einem Müllwagen, der den Abfallberg hinauffährt. Nun heißt es weiterarbeiten bis zur Dämmerung. Auf der Mülldeponie im Stadtteil Stung Meanchey, die etwa die Größe von sechs Fußballfeldern hat, arbeiten 130 Kinder mit ihren Familien. Touristen fahren mit dem Moped-

Taxi durch den Industrievorort zum nahe gelegenen Killing-Fields-Memorial. Seit 1999 herrscht Frieden in Kambodscha. 30 Jahre Bürgerkrieg und die Schreckensherrschaft Pol Pots haben aus dem ehemaligen Khmer-Reich eines der ärmsten Länder Südostasiens gemacht. Im Durchschnitt verdienen die Kambodschaner 250 US-Dollar (rund 190 Euro) im Jahr. Jeder fünfte Mann und fast jede zweite Frau sind Analphabeten. Kinderarbeit ist verbreitet. Alleine in Phnom Penh arbeiten etwa 28 000 Kinder.

Wie eine Giftschlange windet sich ein Trampelpfad über den Müllberg. Die Lehrerin So Phalla hat Savon abgeholt und begleitet sie nun nach Hause. Sie möchte mit den Eltern des Mädchens sprechen. 200 Meter hinter dem Müllberg stehen ein paar Hütten auf Stelzen mitten im grasgrünen Schwemmland. "In der Regenzeit steht hier das Wasser oft knietief", sagt die Schulleiterin. Vor einem Monat mussten Savon und ihre Familie noch die Bracke aus der Hütte schöpfen. Monsunregen tropfte durch das Dach aus Plastikplanen in die 15 Quadratmeter große Behausung. Seitdem hat Savon dauernd Fieber und eine verstopfte Nase. Savons Eltern kümmern das nicht, sie haben andere Sorgen: Sie müssen überleben. So Phalla möchte ihnen erklären, wie wichtig die Gesundheit ihrer Kinder ist. Die Abendsonne schiebt sich zwischen die Blechhütten von Stung Meanchey und der Slum versinkt in gnädigem Orange. Mary steht an der Hauptstraße und hat eine Mülltüte im Arm. Sie tastet sie ab, wie ein Arzt seinen Patienten. Sie spürt etwas Festes zwischen ihren Händen, greift hinein, zieht eine Plastikflasche heraus und wirft diese in den Bambuswagen. Der 16-jährige Reathy sitzt grinsend auf seinem Rad und wartet am Straßenrand auf seine zwei Jahre jüngere Schwester. Mary fischt noch ein paar Plastikfolien aus dem Müll, schmeißt auch die in den mit Draht befestigten Fahrradanhänger und setzt sich obendrauf. Im dichten Feierabendverkehr rollen die beiden Richtung Stadtzentrum. Mopeds, Autos und Lastwagen überholen das langsame Gefährt. Ein Radfahrer fährt dicht auf, greift mit der Hand nach dem Wagen und lässt sich ein Stück weit mitziehen. Mary ignoriert ihn und sucht den Straßenrand mit ernster Miene nach dem nächsten Abfallkorb ab.

Jeden Abend sind die beiden unterwegs, fahren die sieben Kilometer von Stung Meanchey bis ins Zentrum von Phnom Penh und zurück. Immer dieselbe Strecke. Reathy stoppt vor dem Psar Toul Tom Pong, dem Russenmarkt. An den Obst- und Gemüseständen drängeln sich die Einheimischen. "Rund um die Märkte gibt es den meisten Abfall", sagt Reathy und stellt das Rad vor einem Seiteneingang ab. Mittlerweile ist es dunkel, nur die Scheinwerfer der vorbeifahrenden Wagen tauchen den Blechverschlag immer wieder für einen Moment in Licht. Der Boden ist bedeckt mit aufgeplatzten Müllsäcken, es stinkt faulig. Eine Ratte huscht davon, als Mary sich über den Abfall beugt und dünne Plastiksäcke herauszieht. Offenbar waren andere schon vor ihnen da.

Trotzdem sind die beiden froh, dass sie nicht mehr auf der Deponie arbeiten. Dort sei der Abfall schon vorsortiert, sagt Mary. Jeden Morgen verkaufen sie den Plastikmüll, den sie am Abend zuvor gefunden haben, an den Schrotthändler. "Für ein Kilo bekommen wir 300 Riel. Wir verdienen meistens 3000 Riel pro Abend." Auf dem Markt kaufen sie davon gekochten Reis mit Schweinefleisch oder mit Fisch für sich und die Familie. "Das ist billiger als selber kochen, und vom Rest kaufe ich mir manchmal ein Buch", sagt das hochgewachsene Mädchen.

Marys Großmutter, die 59-jährige Boen Sophanna, ist eine warmherzige Frau mit rundem Gesicht und kurzen schwarzen Locken. Sie sitzt auf dem Bambustisch hinter ihrer Blechhütte und schaut nachdenklich in die Ferne auf den etwa einen Kilometer entfernten Müllberg. "Mary war ein halbes Jahr alt, als ihre Eltern starben. Zuerst die Mutter. Sie wurde nach Marys Geburt ernsthaft krank und starb bald. Kurz darauf starb auch ihr Vater, nachdem er beim Husten immer Blut gespuckt hatte", erzählt die Großmutter.

Vor zehn Jahren ist Boen Sophanna gemeinsam mit ihren sechs Enkelkindern und ihrer jüngsten Tochter aus der Provinz Pursat an der thailändischen Grenze nach Phnom Penh gezogen. "Wir haben bei Bauern auf dem Reisfeld gearbeitet und kein eigenes Land besessen. Nach einer Missernte gab es keine Arbeit mehr für uns, also sind wir in die Stadt gezogen. Zum Müllsammeln." Hier verdient die Familie mehr als in der Heimat. Sie haben genug, um nicht zu hungern. Früher ist die Großmutter zusammen mit Mary und deren Geschwistern auf die Deponie oder nach Phnom Penh zum Müllsammeln gegangen. "Jetzt habe ich ein krankes Knie und kann nicht mehr arbeiten", sagt sie.

Im Zentrum von Phnom Penh fahren Mary und Reathy in den Kreisverkehr am Unabhängigkeitsdenkmal. Der steinerne Turm in Form einer Lotusblüte soll an die Befreiung des Landes von den französischen Kolonialherren

1953 erinnern. Heute hoffen die beiden Geschwister, dass sie jemand aus der Armut befreit. Sie biegen in den Norodom Boulevard mit seinen – für kambodschanische Verhältnisse – prachtvollen Läden. Mary schaut sehnsüchtig in die Schaufenster einer Boutique. Vor einem Optikergeschäft halten die beiden an und wühlen in den Bambuskörben voller Müll am Straßenrand. Die Optikerin steht im Türrahmen und schaut den beiden angewidert zu. Oft würden sie verjagt, erzählt Mary. Das sei hart. Sie werde traurig, wenn sie gut angezogene Leute auf ihren Mopeds vorbeiflitzen sehe und sich ausmale, wie es bei diesen zu Hause aussehe.

Die Geschwister biegen in die vornehme 184. Straße ein. An der Ecke steht die Botschaft von Singapur. Davor sitzt ein Wachmann in Uniform auf seinem Plastikstuhl. Am Strassenrand stehen fünf überquellende Körbe. Mary springt ab und wühlt mit den Händen darin. Reathy bleibt auf dem Rad sitzen und zieht seine Baseball-Kappe tiefer in die Stirn. "Einmal hat uns ein Mann den vollen Wagen geklaut", sagt er. "Es ist gefährlich hier in der Stadt." Besonders rund um den Psar Thmei, den Neuen Markt, der mit seiner Art-deco-Kuppel fast wie eine Moschee aussieht. Da gebe es sehr viele Gangster. Seit Reathy dort verprügelt wurde, meiden die beiden die Gegend. "Mary darf nicht mehr alleine losziehen, das verbiete ich ihr. Ich habe Angst, dass sie vergewaltigt wird", sagt der Bruder leise.

Auf der anderen Straßenseite steht ein sonnengelber Kolonialbau hinter schmiedeeisernen Gittern. Tagsüber springen hier Hunderte von Kindern in blau-weißen Uniformen über den Schulhof. In der Nacht kramen die Müllkinder im Abfall, den die Schüler hinterlassen haben. Während Mary eine leere Sojasoßen-Flasche aus einem Korb fischt, erzählt sie, dass auch sie in die Schule gehe. Als Einzige in der Familie. Seit zwei Jahren besucht sie die staatliche Schule, nachdem sie ein Jahr auf der Schule für Müllkinder war. Bezahlt wird das Schulgeld von den Hilfsorganisationen. Mittlerweile könne sie lesen und ein bisschen Mathematik, sagt Mary stolz.

Auch sie will Lehrerin werden. "Ich möchte arme Kinder unterrichten", sagt sie und ihre Augen strahlen zum ersten Mal. Mary will so schnell wie möglich raus aus dem Slum. Sie will nicht mehr mit acht Personen auf 15 Quadratmetern hausen. Sie will richtig Geld verdienen. Doch sie ist das einzige Müllkind in ihrer Klasse. Freunde hat sie keine. Ihre Mitschüler können nicht verstehen, warum sie nach der Schule mit ihrem Bruder Müll sammelt.

Kurz vor elf Uhr abends kommen Mary und Reathy nach Hause. Mit dem Anhänger voller Flaschen und Folien. Bevor sie sich schlafen legen, verstauen sie das Rad mitsamt Anhänger unter der Blechhütte und decken Wagen und Rad mit einer Plane ab. Dann kriechen sie erschöpft in ihre Hängematten. Am Horizont glühen die Müllfeuer des "Smokey Mountain". Leichter Wind weht die giftige Rauchwolke bis in den Slum.

[document info]

Copyright © FR-online.de 2009

Dokument erstellt am 28.01.2009 um 10:44:47 Uhr

Letzte Änderung am 28.01.2009 um 12:34:38 Uhr

Erscheinungsdatum 28.01.2009

URL: http://www.fr-online.de/top_news/?em_cnt=1666600&em_loc=2091